

Das Heim, das Werk und die traurige Stadt

Wolfsburg unter Corona: Bei Volkswagen stehen die Bänder still, im Hanns-Lilje-Heim sterben alte Menschen, die Straßen sind leer. Ein Besuch in einer Stadt, der es gerade nicht gut geht.

Von Bert Strebe

Paolo blinzelt in die Sonne. Er sitzt auf einem der Stühle aus braunem Kunststoffgeflecht, die das Restaurant Arena in der Wolfsburger Porschestraße auf den Fußweg gestellt hat. Paolo ist der Einzige, der dort sitzt, das Restaurant hat zu, wie alles rundherum. Er erzählt, dass er 74 ist und 40 Jahre bei VW war, dass er aus der Nähe von Parma kommt, wo er noch eine Schwester hat. „Ist krank“, sagt er. Corona? Er schüttelt den Kopf. Nur krank.

Und was sagt er zu Corona, zur Zwangspause bei VW, zur leeren Stadt, zu den vielen Toten im Wolfsburger Hanns-Lilje-Heim?

Paolo – der gar nicht Paolo heißt, aber seinen richtigen Namen nicht nennen mag – schiebt seine Baseballkappe ein Stück in die Stirn und lässt den Blick schweifen, Straßenpflaster, Sonne, eine kleine, schweigsame Zwei-Meter-Abstand-Schlange vor der Post. Dann sagt er: „Tja.“ Das winzige Wort klingt spröde, fast brüchig, und das kommt auch vom Akzent, aber es kommt vor allem von etwas, das sich anhört wie müde Traurigkeit.

Leere Parkplätze

Die Sonne scheint auf Wolfsburg, doch sie scheint auf eine bedrückte Stadt. Die Parkplätze entlang der Heinrich-Nordhoff-Straße am VW-Werk, sonst voll von den Autos der Belegschaft, sind weitgehend verwaist, es sieht fast nach Werkserien aus. Aber es fühlt sich nicht so an, es ist nichts Fröhliches dabei. Und mit einem gewissen Maß an Tristesse hat diese Stadt, die nicht gewachsen ist, sondern 1938 für die Autofabrik hochgezogen wurde, ohnehin immer zu kämpfen. Zu viele Zweckbauten, zu viele billige Fassaden, die nach wenigen Jahren schäbig werden, und die Autostadt ist zwar sehr elegant, aber ihre Schönheit basiert auf Verkaufsraumästhetik.

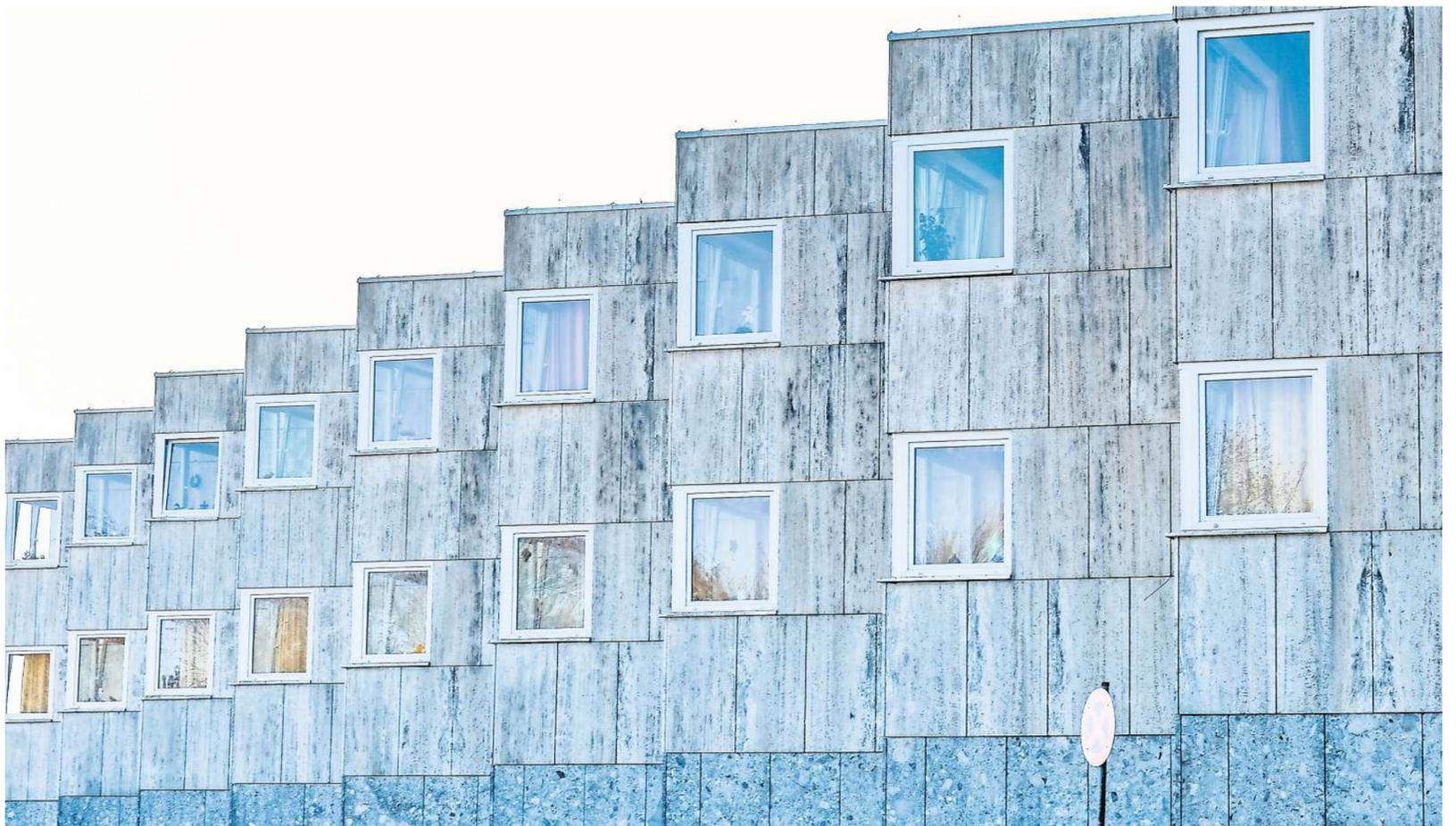
Selbst das Hanns-Lilje-Heim, zwei Kilometer von der Innenstadt entfernt auf dem Wolfsburger Klieversberg gelegen, strahlt eine kühle graue Kantigkeit aus, ausgerechnet hier, wo nichts nötiger wäre als Wärme. Im Hanns-Lilje-Heim sind, Stand Dienstag nach Ostern, seit Ende März 39 coronainfizierte alte Menschen gestorben – man muss das mal ausschreiben: neununddreißig Menschen in gut zwanzig Tagen in einem einzigen Altenheim. Zuletzt waren es eine 79-jährige Frau und ein 81-jähriger Mann. Vor der Tür des Lilje-Hauses steht Heimleiter Torsten Juch, er ist blass, er setzt einen Fuß auf einen der Betonblumenkübel und sagt: „Dafür habe ich den Beruf nicht gelernt.“

Juch, 58, der eine Ausbildung als Pfleger gemacht und später Gesundheitswissenschaften studiert hat, leitet das Hanns-Lilje-Heim erst seit drei Monaten. Er kommt aus Braunschweig, hat einige Jahre im Stephansstift in Hannover gearbeitet. Auf den Tod, sagt er, werde man als Pfleger vorbereitet. „Aber nicht in diesem Ausmaß.“

Pflegerinnen ertrinken in Arbeit

Manchmal liegt Juch nachts wach, seine Gedanken kreisen ums Heim. Irgendwelche Fehler gemacht? Irgendwas vergessen? Er kennt jetzt alle Namen von allen Bewohnern, aber nicht alle ihre Gesichter, sagt er, das bringe sein Job im Moment mit sich, und man hört seiner Stimme den Schmerz an, dass wegen dieses furchtbaren Virus' die Menschen hinter den Akten, den Abstrichergebnissen, den Koordinationsaufgaben zwischen Infektion und Desinfektion und Bestattern zu verschwinden drohen. Dann geht er wieder rein. Nein, keine Zeit mehr für ein Foto. Alle hier ertrinken in Arbeit.

Einen Steinwurf vom Lilje-Haus entfernt gibt es eine Grünfläche, sanft fällt der Hang ab, man kann über die Schulter das Heim sehen und unten in der Stadt das VW-Werk. Es ist ein Ort, der die beiden Krisenherde der Stadt quasi verbindet, ein friedvoller Platz eigentlich, doch im Kopf lärmern die Schlagzeilen: „VW-Kurzarbeit verlängert“, „Absatzeinbrüche“, „Millionenverluste“ auf der einen Seite, „Coronavirus-Hochburg“, „Todesserie“ auf



Im Hanns-Lilje-Heim in Wolfsburg sind seit Ende März 39 coronainfizierte Demenzerkrankte gestorben.

FOTOS: BERT STREBE

der anderen. „Händeringend“ würden die Pfleger im Heim gegen die dramatische Lage ankämpfen, schrieb eine Zeitung. Das stimmt nicht. Sie haben gar keine Hände dafür frei, sie zu ringen.

Davon berichtet, auf einer Bank auf der Grünfläche sitzend, Bettina Enßlen, den Kopf in der Sonne, den kühlen Wind im Haar. Bettina Enßlen ist Sprecherin des Diakonischen Werks Wolfsburg, das elf Heime betreibt, aber derzeit hat sie nur mit einem zu tun: besagtem Hanns-Lilje-Haus, einem Spezialheim für Demenzerkrankte, 165 Plätze, noch etwa 130 besetzt, 130 Köpfe Personal. Fast 80 Bewohner des Heims haben sich mit Corona infiziert. Die, die sterben, sterben gar nicht unbedingt an dem Virus. Aber das Virus schwächt sie, und sie sterben eher.

„Kein Sterbehaus“

Die Frauen aus dem Pflegeteam kann man dazu nicht befragen. Das liegt daran, dass sie keine Kapazitäten und keine Kraft mehr für Interviews haben. Es liegt aber auch daran, dass sie zu Beginn der Ereignisse von Journalisten abgefangen und befragt wurden und dass dann andere Dinge in den Zeitungen standen, als sie gesagt haben. Und dass Fotografen von draußen respektlos in die Zimmer hineinfotografiert haben; inzwischen werden bei Schichtübergabe die Vorhänge geschlossen.

Bettina Enßlen hat am Morgen mit einer Pflegerin aus dem Team gesprochen und gibt das, was die Frau gesagt hat, jetzt weiter, sie hat einen Zettel dabei, auf dem sie alles notiert hat. Beispielsweise, dass das Hanns-Lilje-Heim kein Sterbehaus ist, sondern dass die Demenzerkrankten dort oft fünf, manchmal zehn Jahre leben, dass man zusammen-

wächst, Bewohner und Betreuer, wie eine Familie, und wie schlimm es sich anfühlt, machtlos zuzuschauen zu müssen, wie diese Familie dem Virus ausgesetzt ist.

Auf dem Zettel steht auch, wie schwer es ist, den Bewohnerinnen und Bewohnern mit Schutzmasken und Schutzanzügen gegenüberzutreten, sie können das in ihrer Demenz oft nicht verstehen, ihr Gehirn sucht nach Erklärungen aus ihrem früheren Leben, aus ihrer Kindheit, sie fragen, ob sie was falsch gemacht haben, ob sie bestraft werden müssen. Sie haben Angst. Sie können dann nicht trinken, nicht essen. Immer und immer wieder, zitiert Bettina Enßlen, müsse man die alten Menschen beruhigen.

Infizierte separiert

Die Diakonie-Sprecherin schweigt eine kleine Weile, studiert ihre Notizen, und man hört plötzlich, wie leise Wolfsburg derzeit wirkt, wie wenig Verkehr wahrzunehmen ist, und nichts rührt sich unten beim VW-Werk, keine Bewegung, es ist still, und es ist keine schöne Stille.

Früher, fährt Bettina Enßlen fort, wurde der Alltag im Heim von dem Lebensrhythmus der Bewohner bestimmt, jetzt bestimmen die Separierung der Infizierten im Obergeschoss, die Vorschriften zur Desinfektion, die Regeln, wie man einen Kittel ablegt und säubert und aufgehängt und später wieder anlegt, den Alltag. Teammitglieder sammeln Fragen von Angehörigen am Telefon, die nicht ins Haus dürfen, sprechen mit den Bewohnern, telefonieren wieder. „Wir gehen über unsere Grenzen“, steht auf Enßlens Zettel.

Und noch ein Satz steht drauf: „Das Wenigste, was wir brauchen, sind Menschen, die unsere Arbeit nicht wertschätzen.“



Früher wurde der Alltag im Heim von dem Lebensrhythmus der Bewohner bestimmt, jetzt bestimmen die Separierung der Infizierten und die Vorschriften zur Desinfektion den Alltag.

Bettina Enßlen,

Sprecherin der Diakonie Wolfsburg

Dieser Satz bezieht sich auf Christian Richter. Der Mann ist ein Wolfsburger Anwalt und hat vor ein paar Tagen eine Strafanzeige wegen „fahrlässiger Tötung“ im Hanns-Lilje-Heim gegen die Diakonie erstattet. Richter sprach von „katastrophalen hygienischen Zuständen“ in dem Heim, und er hat dazu eine wilde Geschichte von sieben Leuten erzählt, die ihn auf der Straße angesprochen, sich als Mitarbei-

ter der Diakonie vorgestellt und berichtet hätten, dass Heimbewohner beispielsweise nur noch einmal im Monat gewaschen würden und dass man lax mit den Corona-Distanzregeln umgehe.

Die Behörden, die das Heim regelmäßig inspizieren, haben bisher keine Hinweise auf solche Missstände. Die Staatsanwaltschaft Braunschweig muss der Anzeige trotzdem nachgehen und tut das – was ein singulärer Vorgang in der niedersächsischen Justiz sein dürfte – unter offen ausgesprochener „Skepsis“, was den Wahrheitsgehalt angeht. Das Dilemma: Bundesweit steht nun trotzdem in den Zeitungen, dass im Wolfsburger Heim wegen der Corona-Toten ermittelt werde.

Und es ist natürlich auch Stadtgespräch. Aber wer ist dieser Anwalt? Einen Namen hat er in Wolfsburg jedenfalls nicht. „Den kannte hier bisher gar keiner“, sagt eine Wolfsburgerin. Möglicherweise war es ursprünglich Zweck der Anzeige, das zu ändern, aber wenn, ist es schiefliegend, viele in Wolfsburg haben keine gute Meinung von ihm. Wer Christian Richter dazu befragen will, erfährt nur, dass er sich nicht benehmen kann: Man wählt seine Nummer, er meldet sich, man stellt sich vor, Presse, er legt wortlos auf.

Roboter stehen still

Die Wolfsburgerin, die erzählt hat, dass den Anwalt bisher keiner kannte, gehört zu den 60000 VW-Beschäftigten in der 120000-Einwohner-Stadt. Der „direkte Bereich“, wie man bei VW sagt, die Autoproduktion, ist in Kurzarbeit, der „indirekte“ – Verwaltung, Entwicklung, Service – arbeitet. Drei Tage die Woche sitzt die Frau im Ho-

meoffice, zwei Tage am Schreibtisch in der Firma.

Sie berichtet, wie sie manchmal durch die Werkshalle zum Automaten gehe, weil die Kantine zu ist, und dass das ein „komisches Gefühl“ sei, keine Maschine brummt, keine Kette rasselt, alle Roboter stehen still. Und es mache ihr auch Angst: „Geld verdienen wir mit der Produktion. Wenn die nicht läuft ...“ Sie beendet den Satz nicht, schwenkt dazu über, dass die Firma schon genug gebeutelt sei von der Diesellafäre und der Geschichte damals mit den Betriebsräten und ihren brasilianischen Prostituierten, „diese Arschgeigen, die VW in den Dreck ziehen“.

Freiwillige helfen

Ein Kollege von ihr sitzt dabei, erzählt, dass er das „Grunddrauschen“ des Werks in der Stadt vermisst, man könne das gar nicht genau an einzelnen Geräuschen festmachen, es fehle einfach was, sagt er, tagsüber und abends auf der Terrasse. Er erwähnt die Kurzarbeit, noch bis 19. April, bisher leide ja kein Arbeiter bei VW, der Konzern stocke das Kurzarbeitergeld auf, „nur die Schichtzulage fällt weg“. Dennoch: „Wer weiß, was noch kommt.“

Ist es das, worüber die Leute beim Einkaufen reden? „Wir reden nicht beim Einkaufen“, sagt die VW-Angestellte. „Wir kaufen ein. Wir halten Abstand.“

Das Wetter ist schön, doch Corona hängt wie ein seltsamer grauer, phlegmatischer Dunst über der Stadt, nicht sichtbar, nur überall zu spüren.

Was allerdings auch zu spüren ist, ist, dass die Wolfsburger sich nicht unterkriegen lassen. Beim Hanns-Lilje-Heim melden sich Freiwillige, die eine Pflegeausbildung machen, aber gerade nichts zu tun haben, um das Team zu entlasten. Jeden Tag stellt jemand anonym einen Korb mit Süßigkeiten vor die Tür, mit einem Zettel: „Weil Ihr gerade viel Kraft braucht.“ Kinder malen mit Kreide Herzen und Regenbögen aufs Pflaster. Enkel winken ihren Großeltern durchs Fenster zu. Bei zehn Infizierten sind die Symptome zurückgegangen.

Klaus Mohrs, der Oberbürgermeister der Stadt, hat der „Wolfsburger Allgemeinen Zeitung“ zu Ostern ein Interview gegeben und spricht von Sorgen und Nöten und davon, dass Corona noch lange nicht vorbei ist. Aber er sagt auch, dass er zuversichtlich sei, „dass der Zusammenhalt in der Bevölkerung, das Miteinander, dass dieses Gemeinschaftsgefühl nach der Krise anhalten wird“.



Kurzarbeit: Ein einsamer Caddy auf den Beschäftigtenparkplätzen von VW. Der Platz unter dem Phaeno wirkt wie ausgestorben.

